Magazin der ZHAW Soziale Arbeit Nr. 13 / Sommer 2020 Erscheint zweimal jährlich

sozial

Im Brennpunkt

Für ein besseres Leben im Heim

Missstände in stationären Alterseinrichtungen haben zugenommen. Die ZHAW Soziale Arbeit hat in einer Studie die Ursachen der häufigsten Konflikte analysiert. Daneben liefert sie Vorschläge, wie man diese vermeiden kann.

Seite 6

Hinterfragt
Gut gemeint reicht nicht: Die Wirkung von Sozialer Arbeit muss man prüfen
Seite 2

Standpunkt
Mit Community Arts wird Kunst für alle möglich
Seite 4

Alumni
Sie macht Stellensuchende fit für die Digitalisierung
Seite 8

Nachgeforscht
Ins Gefängnis? So denken Studierende übers Strafen
Seite 10

zh aw Soziale Arbeit

WIRKUNGSMESSUNG

Tue Gutes – und prüfe, ob es nützt

Wie lässt sich die Wirkung von Sozialer Arbeit interpretieren und messen? Dieser Frage geht ein Nationalfonds-Projekt am Institut für Sozialmanagement nach. Organisationen sind eingeladen teilzunehmen.

von Konstantin Kehl, Meret Reiser und Sergio Gemperle

Kitas fördern die Sozialkompetenzen von Kindern, Sprachkurse für Migranten beschleunigen die gesellschaftliche Integration, und Anlaufstellen für Sexarbeiterinnen erhöhen die Sicherheit der Frauen: Der Sinn vieler sozialer Dienstleistungen wie den eben genannten leuchtet uns grundsätzlich ein. Aber wie steht es um ihre Wirkung? Wie können wir feststellen, ob und in welchem Mass all diese Annahmen zutreffen?

Längst sind die Zeiten vorbei, als bei der Finanzierungsfrage in erster Linie der Bedarf als Argument vorgebracht werden konnte. Heute müssen soziale Organisationen ihren Nutzen für die Gesellschaft überzeugend und transparent demonstrieren: Sie müssen wirkungsorientiert handeln. Was das für sie bedeutet, haben viele Einrichtungen im Schweizer Sozialwesen noch nicht systematisch beleuchtet. Jedoch ist dies der erste Schritt, um wirkungsorientiert handeln und allenfalls Systeme etablieren zu können, mit denen eine Organisation schliesslich wirkungsorientiert gesteuert werden kann.

> Mit einem klaren Wirkungsprofil kann man sich im Markt besser positionieren.

Argument für mehr Ressourcen

Die Corona-Krise hat zahlreiche soziale Fragen verschärft und mit ihnen auch die Frage nach der Verteilung von Ressourcen. Umso wichtiger ist es nun für die sozialen Einrichtungen, den Nachweis gesellschaftlicher Wirkung zu erbringen. Dies kann ein schlagkräftiges Argument und ein Differenzierungsmerkmal für Geldgebende sein.

Ein vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF) finanziertes Forschungsprojekt am Institut für Sozialmanagement beleuchtet seit letztem Jahr, wie Organisationen im Sozialbereich der Deutschschweiz ihre Wirkung interpretieren. Im Projekt werden in vier Handlungsfeldern die Deutungsrahmen von Wirkung hinsichtlich Begriffsinhalten, Instrumenten und organisationalem Mehrwert rekonstruiert: im Justizvollzug, in der Fremdplatzierung, in der Entlastungsarbeit für pflegende Angehörige sowie in der anonymen Kurzberatung, zu der etwa Telefonberatungsangebote für psychisch beeinträchtige Menschen gehören.

Statistiken führen

Vorläufige Erkenntnisse einer Literaturanalyse zeigen, dass Wirkung in der Schweiz sehr unterschiedlich thematisiert und interpretiert wird. Im Justizvollzug und bei der Fremdplatzierung erscheint sie verhältnismässig gut erforscht. In den anderen beiden, weniger institutionalisierten Bereichen – also der Unterstützung von pflegenden Angehörigen sowie bei der anonymen Kurzberatung – ist Wirkungsorientierung ein eher neues Phänomen.

Für alle Handlungsfelder, die in unserem Forschungsprojekt «Deutung von Wirkung in Organisationen des Sozialwesens» untersucht werden, gilt: Man muss sich dem Begriff «Wirkung» von den Rändern her nähern. Denn Wirkung wird nicht immer direkt als solche beschrieben. Vielmehr taucht sie bei Debatten über die Effizienz oder über gesundheitliche und psychosoziale Ergebnisse von Massnahmen auf. Die Forschung nimmt dabei in der Regel keine dezidiert organisationale oder gesellschaftliche Perspektive ein, sondern rückt die Effekte auf der individuellen Ebene des Klienten und der Klientin in den Mittelpunkt.

So liegt der Fokus bei der Entlastungsarbeit für pflegende Angehörige vielfach auf den physischen und psychischen Belastungen, welchen die Pflegenden ausgesetzt sind. Meistens sind dies Familienmitglieder, oft die Töchter und Schwiegertöchter. Hier bedient sich die Fachdebatte in der Schweiz bei der internationalen Forschung in der Gerontologie, der Gesundheits- und der Pflegewissenschaft. Deshalb finden sozialgerontologische Ansätze und spezifische Organisationsmodelle eher wenig Beachtung.

Ob Senioren-Netzwerk, Jugendtreff oder Familienberatung: Soziale Organisationen sollten die Wirkung ihrer Arbeit messen.

Im Handlungsfeld anonyme Kurzberatung wiederum ist Wirkungsorientierung relativ neu. Dies mag auch das ausgeprägte Interesse an unserer Feldforschung von Organisationen erklären, welche anonyme Beratungen in Bereichen wie Sucht, Seelsorge oder sexuelle Orientierung anbieten. Vertreterinnen und Vertreter der Praxis berichten uns, dass sie sich in ihren Organisationen aufgemacht haben, um ihr Wirkungsverständnis aufzuarbeiten. Sie haben zum Beispiel angefangen, interne Statistiken zu führen und verschiedene Qualitätsmassnahmen ergriffen. Es fehlt jedoch weitgehend an Referenzstudien und an einem Erfahrungsaustausch auf nationaler Ebene, der Orientierung bieten könnte.

Innovativer Ansatz

Wirkung gilt zwar in der öffentlichen Auseinandersetzung als zentral, um die eigene Existenzberechtigung zu begründen. Sie wird aber von den Beteiligten sehr verschieden wahrgenommen und interpretiert. Selbst in jenen Handlungsfeldern, in denen vergleichsweise viel Literatur existiert, ist die Deutung von Wirkung heterogen, zum Beispiel bei der Fremdplatzierung und im Justizvollzug.

In ein und derselben Organisation variiert das Wirkungsverständnis teilweise stark: zwischen Mitarbeitenden und Klienten, zwischen Fach- und Führungspersonen sowie zunehmend auch in der interprofessionellen Zusammenarbeit. Das erschwert die Identifizierung mit dem gemeinsamen Tun und das Hinarbeiten auf gemeinsame Ziele. Ein klar und gemeinsam definierter Wirkungsbegriff könnte jedoch einen grundlegenden Beitrag zur Organisationsentwicklung leisten.

Im mehrjährigen SNF-Projekt gehen wir deshalb in einem weiteren Schritt der Interpretation von Wirkung innerhalb von Organisationen nach – und dies mit einem für die Sozialwissenschaften innovativen Ansatz. Wir lassen Organisationen ihren Wirkungsbegriff empirisch entlang einer kollaborativ ausgerichteten, interaktiven Design-Methodik in Workshops selbst entwickeln beziehungsweise weiterentwickeln. Dabei können die Teilnehmenden in moderierten Gruppenarbeiten vorgegebene Deutungsmuster sowie Wirkungsmodelle hinterfragen. Dies ermöglicht schliesslich, Grundlagen für ein wirkungsorientiertes Handeln in der Zukunft zu erarbeiten.

Kostenlose Beratung

Der Vorteil dieses Ansatzes ist: Bevor wir über Organisationen und Handlungsfelder hinweg Wirkung im Sozialwesen analysieren, haben die teilnehmenden Organisationen bereits einen unmittelbaren Nutzen. Auf solche Weise stellen wir ihnen über die wissenschaftlichen Erkenntnisse hinaus eine kostenlose Beratungsleistung zur Verfügung. Diese kann ihnen helfen, sich mit einem nachgewiesenen Wirkungsprofil im Markt neu zu positionieren. Nicht zuletzt im Strudel der Corona-Pandemie dürfte das von grossem Vorteil sein.

SNF-Projekt «Deutung von Wirkung in Organisationen des Sozialwesens»

Wegen der Corona-Pandemie musste der Feldzugang, der für Mai 2020 geplant war, verschoben werden, voraussichtlich auf Herbst. Falls Ihre Organisation in den Handlungsfeldern Justizvollzug, Fremdplatzierung, Entlastungsarbeit für pflegende Angehörige oder Kurzberatung tätig ist, würden wir uns freuen, wenn Sie an unserer Workshop-Serie teilnehmen.

Bei Interesse wenden Sie sich an den Projektleiter Dr. Konstantin Kehl. Es sind noch wenige Plätze verfügbar. konstantin.kehl@zhaw.ch, Telefon 058 934 85 14

Illustration: Sarah Weishaupt

NEUE WEITERBILDUNG

Kunst für alle

Community Arts stärken das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Denn zum gemeinsamen Tanzen, Musizieren oder Malen braucht man keine Ausbildung. Viel wichtiger sind Freude an Kultur und Offenheit.

von Sibylle Veigl

Vor einigen Jahren leitete Silke Vlecken einen Rhythmik-Workshop. Die Teilnehmenden waren Kinder mit vielfältigen Beeinträchtigungen. An einen Buben kann sie sich besonders gut erinnern: «Er kam herein, rannte von Trommel zu Trommel. Die grösste gefiel ihm am besten, weil man mit ihr am meisten Lärm machen konnte.»

Und wie löste sie dieses Problem? «Es gibt in solchen Projekten keine störenden Menschen», betont die Sozialarbeiterin. Der Bub bekam von ihr Trommelsticks mit grossen, weichen Stoffköpfen, und so konnte er seiner Energie auf dem Instrument freien Lauf lassen, ohne die Gruppe zu dominieren. Einem Mädchen, das lediglich noch einzelne Finger bewegen konnte, band Silke Vlecken einen Stick an den Finger: «Es fing über das ganze Gesicht an zu strahlen, als es damit Klänge erzeugen konnte.»

Es geht ums Miteinander

Community Arts nennt sich dieser Ansatz, auf Deutsch: Kunst in der Gemeinschaft. Es handelt sich um ein Berufsbild, das zwischen Sozialer Arbeit und Kunst angesiedelt ist. Ob es dabei nun um Musik, Tanz, Theater, Malen oder eine andere Kunstform geht – wichtig sind das Miteinander und das Mitmachen, unabhängig von körperlichen, geistigen oder sozialen Fähigkeiten oder finanziellen Mitteln. Es gibt kein Falsch und kein Richtig, und es geht weder um Leistung noch um Meisterschaft wie an der Schule. «Ziel der Community Arts ist es, den Menschen eine Auszeit von ihren Problemen zu ermöglichen», sagt Silke Vlecken. Sie ist Dozentin für Methoden der Sozialen Arbeit am Institut für Vielfalt und gesellschaftliche Teilhabe der ZHAW.

> «Künstlerisches Schaffen gibt dem Menschen die Möglichkeit, Körper, Geist und Seele in Balance zu halten.»
>
> Silke Vlecken

Als ausgebildete Perkussionistin hat sie langjährige Erfahrungen in Community Music. Ab nächstem Jahr leitet sie den ersten CAS in Community Arts, der in der Schweiz angeboten wird. Hierzulande bekannter war bisher die Soziokulturelle Animation. Während diese schwerpunktmässig in der Offenen Jugendarbeit und in den Gemeinschaftszentren zu finden ist, trifft man Community Arts in unterschiedlichen Handlungsfeldern an. Dazu gehören neben der klassischen Soziokultur auch stationäre Einrichtungen wie etwa Alters- und Pflegeheime bis hin zu sozialen Bewegungen.

Nähe zur Kunsttherapie

Die künstlerischen Prozesse in der Gemeinschaft basieren auf Werten wie Respekt, Partizipation, kultureller Demokratie oder Antidiskriminierung. Hierin zeigt sich der historische Hintergrund der Community Arts (siehe Kasten rechts).

Diese Prozesse passen sich den Wünschen und Möglichkeiten des Einzelnen an. Es wird nicht gefragt, ob eine Person teilnehmen kann, sondern wie die Teilnahme ermöglicht werden kann. Community Arts überschneiden sich manchmal mit Formen der Kunsttherapie, jedoch haben sie kein explizit therapeutisches Ziel. Und manchmal entstehen aus kunsttherapeutischen Settings auch Prozesse von Community Arts. Sozialarbeitende nehmen eine vermittelnde und wegbereitende Rolle als sogenannte Community Art Facilitators ein. Deren Grundgedanke lautet: Ich will, dass alle teilnehmen. Deshalb müssen die Facilitators ihre Position stets kritisch hinterfragen, um allfällige Mechanismen der Macht zu erkennen. Denn diese könnten die Teilnehmenden in ihrer Kreativität behindern oder begrenzen. Das bedeutet: Ein Sozialarbeiter oder eine Sozialarbeiterin muss zunächst das eigene Menschenbild überprüfen.

Fragwürdiges Projekt

Das gelingt nicht immer, wie ein Projekt zeigt, das mit dem vielfach preisgekrönten Dokumentarfilm «Rhythm Is It» weltbekannt geworden ist. Im Jahr 2003 probten 250 Kinder und Jugendliche mit dem britischen Choreografen und Tanzpädagogen Royston Maldoom und Simon Rattle, dem damaligen Chefdirigenten der Berliner Philharmoniker, eine Aufführung von Igor Strawinskys Ballett «Le sacre du printemps» ein. Die aus 25 Nationen stammenden Teilnehmenden kamen aus sogenannt schwierigen sozialen Verhältnissen.

«Das Projekt erregte natürlich viel Aufsehen», sagt Silke Vlecken, «aber in Fachkreisen wurde es sehr kritisch diskutiert.» So sei dem Choreografen Maldoom vorgeworfen worden, dass er strenge Regeln der Teilnahme vorgegeben und sich nicht bemüht habe, allen Jugendlichen individuelle Unterstützung zu geben, um beteiligt zu bleiben.

Grenzen durchbrechen

Für Community Arts gibt es sehr viele Einsatzmöglichkeiten. «Selbst in der Beratung in einem Sozialdienst können mit Zeichnungen die Beteiligung und das Verständnis der Inhalte erhöht werden», erklärt Silke Vlecken, «denn künstlerisches Schaffen gibt dem Menschen grundsätzlich die Möglichkeit, Körper, Geist und Seele in Balance zu halten.» In der Justizvollzugsanstalt Pöschwies beispielsweise treffen sich Häftlinge in einem Malatelier und durchbrechen mit ihrer Kreativität die Grenzen der Gefängnismauern. Einige wurden bereits in Wettbewerben ausgezeichnet. Sogenannte Kunst hinter Gittern gibt es in vielen Ländern, und sie wird als Mittel zur Resozialisierung angewandt.

Ob es nun um Jugendliche aus schwierigen Verhältnissen, Personen mit Bewegungseinschränkungen, Demenzkranke oder geflüchtete Menschen in einem Massnahmenzentrum geht: Sie alle können mit künstlerischen Ausdrucksformen mehr Selbstwirksamkeit erfahren. Dieser aus der Psychologie stammende Begriff bezeichnet die positive und stärkende Erfahrung, wenn wir mit unseren Handlungen ein Ziel erreichen oder ein Hindernis überwinden. Community Arts sind ein kreatives Mittel dazu.

Wurzeln von Community Arts

Entstanden im anglo-amerikanischen Raum, gehören Community Arts zur Soziokultur. Ihr Ursprung liegt in den Friedens-, Umwelt-, Frauen- und Jugendzentrumsbewegungen der 68er-Jahre. Damals wurde eine Kultur von unten gefordert. Diese sollte basisdemokratisch und ohne staatliche Einflussnahme entstehen sowie für alle zugänglich sein. Zur selben Zeit setzten auch soziale und politische Bewegungen immer öfter künstlerische Mittel ein, um ihre Botschaften in die Öffentlichkeit zu tragen.

An künstlerischen Prozessen teilzunehmen und sich dadurch zu stärken, zu befreien oder ins Gleichgewicht zu bringen, hat neben der individuellen auch eine sozialpolitische Dimension: Kunst ist ein Menschenrecht, so steht es in Artikel 27 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte. Zu Community Arts gehört auch, mit kreativen Ausdrucksformen gesellschaftliche Veränderungen voranzutreiben, die Diskriminierung sowie Deklassierung bekämpfen wollen.

Mittlerweile hat sich der Fachbereich Community Arts professionalisiert. Er ist in Forschung, tertiäre Bildung und berufliche Weiterbildung eingezogen und wird in Bachelor- und Masterstudiengängen an Kunsthochschulen und Universitäten für Soziale Arbeit angeboten.

CAS Community Arts – the Art of Community

Der CAS an der ZHAW (Start: März 2021) vermittelt Theorie und Praxis und richtet sich an Berufsgruppen der Kunst sowie der Sozialen Arbeit. Er wird in Kooperation mit der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) und den Zürcher Gemeinschaftszentren (GZ) durchgeführt.

www.zhaw.ch/sozialearbeit/weiterbildung

Abhängigkeit und Unbehagen: Das Leben im Heim macht nicht immer Spass.

BETREUUNG IM ALTER

Sich im Heim wie daheim fühlen

Der Übertritt in eine stationäre Alterseinrichtung ist ein einschneidender Moment für Betroffene und ihre Angehörigen. Eine Studie zeigt, wann es in diesem sensiblen Kontext zu Missständen und Konflikten kommt und wie sie sich verhindern lassen.

von Nicole Koch

Paul F. war sein Leben lang aktiv und unabhängig – bis er mit 87 Jahren nach einem Unfall in ein Pflegeheim überwiesen wurde. Schnell wurde aus dem einst lebenslustigen Rentner ein grantiger Mann. Die Einschränkungen in seiner Bewegungsfreiheit belasten ihn zusehends. Der häufigste Grund seines Unmuts: das Duschen. Aufgrund von Personalengpässen wird er zu Unzeiten geweckt, selbständig kann er sich nicht mehr waschen. Eine Abhängigkeit, die ihm stark zusetzt, was sich nach und nach auch auf andere Bereiche seines Aufenthalts im Pflegeheim auswirkt.

Die Geschichte von Paul F. ist fiktiv, sie basiert jedoch auf Angaben aus Akten der Unabhängigen Beschwerdestelle für das Alter (UBA). Viele ältere Menschen empfinden den Aufenthalt in einer stationären Betreuungseinrichtung als grossen Einschnitt: Die vertraute Umgebung ist weg, Unbehagen und Unsicherheiten prägen den Alltag. Das Konfliktpotenzial zwischen den alten Menschen, ihren Angehörigen und den Pflegefachkräften ist gross. Gemäss der UBA haben Missstände und Konflikte in stationären Alterseinrichtungen in den letzten Jahren stark zugenommen. So hat die UBA 2018 insgesamt 426 Beschwerden bearbeitet, über die Hälfte davon zu Alters- und Pflegeinstitutionen.

Fachleute sind sich einig: Das Thema wird in den kommenden Jahrzehnten zusätzlich an Relevanz gewinnen, da die Anzahl an pflegebedürftigen alten Menschen steigt. Das zieht einen höheren Bedarf an Pflege- und Betreuungsleistungen nach sich. Bei den Bewohnerinnen und Bewohnern handelt es sich um eine besonders schutzbedürftige Personengruppe. Aufgrund ihrer körperlichen und kognitiven Einschränkungen sind sie oft nicht mehr in der Lage, sich gegen Missstände zu wehren oder diese zu melden. Erschwerend hinzu kommt ihre Abhängigkeit von den Pflegekräften. Im Rahmen einer Studie unter der Leitung von Barbara Baumeister hat die ZHAW Soziale Arbeit analysiert, in welchen Bereichen Konflikte auftreten und wie diesen vorgebeugt werden kann. Unterstützt wurde die Studie «Schutz in der stationären Betreuung alter Menschen» von der Dr. med. Kurt Fries-Stiftung, Projektpartnerin war die UBA.

Personelle Engpässe

Für die Studie hat das ZHAW-Forschungsteam insgesamt 259 Beschwerdeakten aus den Jahren 2012 bis 2018 analysiert, die von der UBA-Fachkommission bearbeitet wurden. Die Akten beziehen sich auf den stationären Altersbereich und umfassen 123 Institutionen. Basierend darauf wurden vier Beschwerdebereiche identifiziert: «Veränderte Alltagsbedingungen», «Inadäquate Pflegehandlung», «Komplexe Betreuungssituation» und «Konflikthafter Angehörigenkontakt».

Jedem Beschwerdebereich wurden zusätzlich vier Spannungsfelder zugeordnet, in denen sich Unzufriedenheit und Missstände manifestieren. Oftmals beziehen sich die Beschwerden auf inadäquate Pflege, die Einschränkung der persönlichen Freiheit oder auf unerfüllte Wünsche und Ansprüche an die Pflegepersonen. «Der Umgang mit den verschiedenen Spannungsfeldern stellt nicht nur die Fachpersonen vor grosse berufliche Herausforderungen, sondern er ist auch für die Bewohnerinnen und Bewohner und deren Angehörige mit einer grossen Belastung verbunden, oft begleitet von Unbehagen und Angst», weiss Barbara Baumeister.

Wie die Analyse der Akten zeigte, sind personelle Engpässe ein wichtiger Faktor für die Zunahme bei den Beschwerden. Eine Folge davon ist, dass die Pflegefachkräfte weniger Zeit für den persönlichen Kontakt mit den Bewohnerinnen und Bewohnern haben. Das wiederum bereitet den Nährboden für Konflikte und Missstände. Es entsteht eine ungünstige Wechselwirkung aus schwierigen Arbeitsbedingungen für die Pflegefachkräfte mit mehr krankheitsbedingten Ausfällen und mehr Missständen. Diese binden ihrerseits Ressourcen, sowohl für deren Bearbeitung wie auch für ihre zukünftige Verhinderung. «Mit der vorliegenden Studie will die ZHAW Soziale Arbeit einen Beitrag zur Diskussion der stationären Betreuung und Pflege alter Menschen leisten und das Problembewusstsein der involvierten Akteure – auch auf politischer Ebene – stärken», erklärt Barbara Baumeister.

Erwartungen klären und Ressourcen nutzen

Die Studie macht den hohen Komplexitätsgrad der Situationen deutlich: In vielen Fällen fusst der Missstand nicht auf einem einzigen Spannungsfeld, sondern betrifft mehrere Spannungsfelder in verschiedenen Beschwerdebereichen. Zudem wird klar, dass sich Unzufriedenheit in einem Spannungsfeld auf weitere Bereiche auswirken kann.

Um dem Beschwerdebereich «Veränderte Alltagsbedingungen» entgegenzuwirken, empfiehlt es sich etwa, den Übertritt in die stationäre Alterseinrichtung eng zu begleiten und Raum für Partizipation zu schaffen. Schliesslich handelt es sich bei diesem Schritt um ein kritisches Lebensereignis. Darum ist es in dieser Situation entscheidend, die Bedürfnisse und Erwartungen zu klären, einerseits zwischen der Institution und der zukünftigen Bewohnerin oder dem zukünftigen Bewohner und andererseits zwischen der Institution und den Angehörigen. So kann man potenzieller Unzufriedenheit vorbeugen und vorhandene Ressourcen nutzen.

Generell ist es von Vorteil, die Angehörigen in den Betreuungsalltag einzubeziehen. Gerade wenn die alten Menschen selber nur begrenzt Auskunft über ihre Bedürfnisse geben können, erweisen sich die Angehörigen oft als wichtige Auskunftspersonen. Eine konstruktive und wertschätzende Kommunikation zwischen allen Involvierten trägt entscheidend zum Wohlbefinden der alten Menschen in der neuen Umgebung bei. Die Pflegeeinrichtungen profitieren dadurch von reibungsloseren Abläufen und Prozessen, was ihre Ressourcen schont. Die Angehörigen der alten Menschen sind für die Pflegefachkräfte also eine wertvolle Wissens- und Ressourcenquelle. «Gleichzeitig gilt es aber auch zu berücksichtigen, dass sie von einer allfälligen Krankheit mitbetroffen sind: Zusätzlich zur Belastung durch die Situation der ihnen nahestehenden Person sind sie gefordert, einen Umgang mit ihrer eigenen Angst, Unsicherheit und Trauer zu finden», gibt Barbara Baumeister zu bedenken.

> Angehörige sollten in die Betreuung einbezogen werden. Sie können die Pflegefachkräfte mit Ressourcen und Wissen unterstützen.

Um die Beziehung sowohl zu den Bewohnerinnen und Bewohnern als auch zu deren Angehörigen adäquat zu gestalten, ist in stationären Alterseinrichtung eine Kompetenzerweiterung in den Bereichen Sozialkompetenz, Kommunikation und Konfliktmanagement ratsam. So sollen etwa der Umgang mit aufgebrachten Angehörigen oder unzufriedenen Bewohnerinnen und Bewohnern durch ergänzende Fachpersonen aus der Sozialen Arbeit, der Psychologie oder der Mediation abgedeckt werden. Wie die Beschwerden bei der UBA klar dokumentieren, wenden sich Personen bei Unzufriedenheiten oder Missständen gerne an eine neutrale Person, mit der sie nicht bereits in Konflikt oder in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen.

Konstruktive Fehlerkultur

Eine interdisziplinäre Zusammenarbeit in stationären Alterseinrichtungen trägt also zur qualitativen Verbesserung bei, da Konflikte früher erkannt werden und das Pflegepersonal entlastet wird. Eine konstruktive Fehlerkultur und eine offene Kommunikation sowie das Einbauen von Ventilen für alltägliche Konflikte können zudem Unzufriedenheit vorbeugen oder diese zumindest erheblich verringern.

Dies zeigt sich auch in der Fallarbeit der Unabhängigen Beschwerdestelle für das Alter: In vielen Fällen gelingt es ihr, Konflikte durch Gespräche und Vermittlung zu schlichten. Missstände lassen sich beheben, verringern oder vermeiden, wenn die Bewohnerinnen und Bewohner, ihre Angehörigen sowie Fachpersonen aus verschiedenen Disziplinen partizipativ einbezogen werden. Die primär auf die Versorgung ausgerichtete Unterbringung und Betreuung alter Menschen gilt es zu überdenken.

Projektteam:
Barbara Baumeister (Projektleiterin)
Fiona Gisler
Ayesha Rether

Spannungsfelder in der stationären Betreuung alter Menschen

Die Hintergründe zu dieser Studie sowie zu weiteren Studien am Institut für Vielfalt und gesellschaftliche Teilhabe der ZHAW Soziale Arbeit finden sich im Bereich Forschung: www.zhaw.ch/ivgt

ARBEITSMARKTLICHE MASSNAHMEN

Fachfrau für Veränderungen

Maja Pagelli bereitet Stellensuchende für die digitale Arbeitswelt vor. Dabei schlägt sie neue Wege ein – wie sie es oft selbst in ihrer Karriere getan hat.

von Sibylle Veigl

Bild: Timo Kellenberger

«Das ist doch gar kein Deutschkurs!», lautete anfangs die Rückmeldung der teilnehmenden Stellensuchenden. Die Abteilung für arbeitsmarktliche Massnahmen des Kantons St. Gallen hatte ein neues Angebot eingeführt: einen 14-wöchigen Deutschkurs verbunden mit Computertraining. «Das ist etwas ganz Neues», sagt Maja Pagelli, die Leiterin der Abteilung.

Die Sprache wird dabei im Kontext mit der Arbeit am Computer und den Themen Bewerbung und Arbeitsmarkt vermittelt, vieles davon auf Lernplattformen. «Reine Computerkurse oder reine Deutschkurse sind kontextlos, darum sind wir davon abgekommen», sagt Pagelli. Das Konzept sei bei der Präsentation vor den Regionalen Arbeitsvermittlungen (RAV) gut angekommen.

Seit drei Jahren leitet sie die Abteilung, die arbeitsmarktliche Massnahmen für die Stellensuchenden der RAV im Kanton St. Gallen bereitstellt. Diese Massnahmen bestehen zum einen aus Kursen, die auf die Qualifizierung der Stellensuchenden abzielen, und zum anderen aus zeitlich begrenzten Beschäftigungsprogrammen, bei welchen allerdings auch ein qualifizierender Teil enthalten ist. Die Tendenz gehe Richtung Qualifizierung der Stellensuchenden, sagt Pagelli. Die 50-Jährige ist strategisch, fachlich und personell für die Abteilung verantwortlich. Diese ist für Bildungs- und Beschäftigungsangebote zuständig sowie für Massnahmen, die den Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt konkret unterstützen. Welche Kurse und Programme sind für welche Zielgruppe geeignet? Wie viele verschiedene Massnahmen sollen angeboten werden? Das sind – zusammen mit der Finanzierung – die grundsätzlichen Fragen, mit denen sich ihre Abteilung beschäftigt. Diese zählt mit den Mitarbeitenden der angegliederten RAV in den Regionen knapp 50 Personen.

Laufbahn mit Brüchen

Maja Pagellis Laufbahn war keine klassische. «Es gab viele Brüche», findet sie. Begonnen hat sie ihr Berufsleben als Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerin im Toggenburg. Nach einigen Jahren hatte sie sich gefragt: «Will ich das bis zur Pensionierung machen?» Nein, entschied sie. Sie holte die Matura nach und begann ein Studium der Politikwissenschaft an der Universität Zürich. Doch nach zwei Semestern kam sie zur Erkenntnis: Wenn ich damit fertig bin, fange ich beruflich wieder ganz unten an.

Dank ihren Fähigkeiten als Handarbeitslehrerin fand sie eine Stelle bei der Arbeitsintegration. Sie wurde Kursleiterin in einem Textilatelier und schulte Stellensuchende mit der Zeit auch zu Bewerbungsfragen. Dann gab sie beim Kanton St. Gallen Bildungs- und Coaching-Kurse, dies in einem Bereich, der ihr jetzt unterstellt ist.

Nach einem Wechsel an die Berufsbildung in Zürich wurde ihr angeboten, den Bereich Bildungsangebote des Kantons St. Gallen zu leiten. Das machte sie etwa sieben Jahre lang. In dieser Zeit absolvierte sie auch den MAS Berufs- und Erwachsenenbildung, bis sie vor drei Jahren schliesslich die Leitung der ganzen Abteilung übernahm.

Bootcamp für die Stellensuche

Maja Pagelli schätzt den Gestaltungsspielraum, den sie mit ihrem Team hat, ebenso die Vielseitigkeit sowie die Chance, sich immer weiterentwickeln zu können. Gerade erst hat sie in einem Pilotprojekt ein so genanntes Bootcamp für Stellensuchende entwickelt, das diesen Frühling hätte lanciert werden sollen.

Es basiert auf einer Idee von Studenten der Wirtschaftsinformatik der Uni St. Gallen: Sie sollten aufzeigen, wie neue Arbeitsformen der Arbeitswelt 4.0 in Angebote einfliessen könnten – unkonventionell und ohne Scheuklappen. Daraus entstand dieses Bootcamp, eine Schulungswoche rund um die Stellensuche, an deren Ende ein Speed Dating mit potenziellen Arbeitgebern steht. Mehrere Unternehmen konnten dafür schon gewonnen werden. Die Arbeitswelt 4.0 und die digitale Transformation beschäftigt Pagelli in der Ausgestaltung der Angebote – und auch in der eigenen Abteilung. Wie verändert sich die Arbeitswelt? Wie gehen wir mit diesen Veränderungen um, und welchen Einfluss haben sie auf die Stellensuchenden? «Viele Begrifflichkeiten schwirren umher», sagt Pagelli. Diese zu verstehen, sich mit Themen auseinanderzusetzen, die im Arbeitsalltag keinen Platz haben: Das waren wichtige Gründe, warum Pagelli sich zur Teilnahme am CAS «Culture Change – Mindset für neue Arbeitswelten» der ZHAW entschieden hat. Gereizt habe sie zudem die Vielfalt an Themen und dass der CAS zum ersten Mal stattfand: «Ich wollte etwas Neues miterleben, denn so geht es uns ja auch, wenn wir neue Angebote kreieren.»

> «Wir müssen uns noch mehr auf den Markt und den Kunden ausrichten.»
>
> Maja Pagelli

Wie würde ich es machen, wenn ich alle Optionen offen hätte? Dieser Ansatz faszinierte Pagelli, so einfach er zunächst auch klinge, sagt sie. Bei der Lösungssuche gehe darum, sich in die Rolle und die Funktion des Gegenübers zu versetzen, die Welt mit seinen Augen zu betrachten und dabei die eigene Rolle zu überprüfen und auch die Haltung und Einstellung zur digitalen Arbeitswelt zu hinterfragen. Für ihre Tätigkeit schliesst sie daraus: «Wir müssen uns noch mehr auf den Markt und den Kunden ausrichten.»

CAS Culture Change – Mindset für neue Arbeitswelten

Der CAS «Culture Change – Mindset für neue Arbeitswelten» richtet sich an Personen aus allen Branchen und in allen Funktionen, die den digitalen Wandel in der Arbeitswelt aktiv mitgestalten wollen.

Die neunmonatige Weiterbildung ist eine Kooperation des Departements Soziale Arbeit (Institut für Sozialmanagement), der ZHAW School of Management and Law (Zentrum für Unternehmensentwicklung) sowie der Zürcher Hochschule der Künste ZHdK (Departement Design und Zentrum Weiterbildung). Der nächste Lehrgang startet am 17. Oktober 2020.

www.zhaw.ch/sozialearbeit/weiterbildung

5 FRAGEN

Miriam Fischer über Online-Unterricht

Die Verantwortliche E-Didaktik am Zentrum Lehre der ZHAW Soziale Arbeit unterstützt das wissenschaftliche Personal beim zeit- und ortsunabhängigen Lehren. Dieses wurde durch die Umstellung vom Präsenz- zum Online-Unterricht stark herausgefordert. Doch die Corona-Krise brachte auch vielfältige Erkenntnisse fürs E-Learning.

Wie gestaltet man einen grossen Lehrbetrieb in kurzer Zeit vollständig von Präsenz- auf Fernunterricht um?

Technische Fragen lassen sich in überschaubarer Zeit klären. Die grössere Herausforderung ist das Didaktische, also die Frage, wie man die Lernziele in einer Online-Umgebung gestalten kann. Vier Stunden vor der Computerkamera eine Vorlesung halten – das geht nicht. Deshalb zeichnen viele Dozierende für den Fernuntericht ihre Vorlesung auf, oder sie vertonen Powerpoint-Präsentationen und stellen sie auf die Lernplattform Moodle. Andere geben zuerst asynchron Inputs, besprechen diese später online mit den Studierenden und geben Folgeaufträge.

Und bei mehrtägigen Lehrveranstaltungen wie Blockseminaren?

Hier muss man die Sequenzen chronologisch anders aufteilen, also nicht mehrstündige Unterrichtseinheiten an aufeinanderfolgenden Tagen durchführen. Die Studierenden sollten zeit- und ortsunabhängiger arbeiten können. Es gibt viele Möglichkeiten, etwa indem man fachliche Inputs auf Video aufzeichnet und zusammen mit dem Auftrag für die Lernsequenz auf der Lernplattform publiziert. Anschliessend können die Studierenden Fragen dazu diskutieren, entweder asynchron und schriftlich über ein Forum oder synchron mündlich in einem Online-Gruppen-Meeting. Man kann zwischen asynchronen Sequenzen zu synchronen wechseln und auf diese Weise die Abfolge didaktisch abwechslungsreich gestalten.

Wie sieht es aus mit dem Datenschutz?

Wir halten uns an die Empfehlungen des ZHAW-Rechtsdienstes. Die Sicherheit von Zugängen zu Online-Plattformen lässt sich individuell auf verschiedene Weise erhöhen. Zum Beispiel kann man immer eine andere URL für die einzelnen Meetings benutzen. Oder man schränkt den Zugang auf autorisierte Personen ein, entweder durch die Einstellungen auf der entsprechenden Plattform, oder indem man das Login nur für ZHAW-Angehörige zulässt. Ebenso hilft es, für den Zugang zur Videokonferenz jeweils ein Passwort zu setzen.

Was hat man durch die Ausnahmesituation in diesem Semester gewonnen?

Das wissenschaftliche Personal hat durch seinen riesigen Einsatz einen bedeutenden Beitrag zur Entwicklung und Etablierung von digitalen Lehr- und Lernsettings im Studium geleistet. Die Studierenden wiederum bekamen zum Teil mehr Freiheiten, zum Beispiel wenn sie an einer Veranstaltung auch zeitverschoben teilnehmen konnten. Das ermöglichte eine bessere Vereinbarkeit von Studium und allenfalls Familienbetreuung und Arbeit. Je mehr asynchrone Lehre, desto mehr Flexibilität entsteht sowohl für die Studierenden wie auch für die Dozierenden.

Wie schätzen Sie den langfristigen Lerneffekt bezüglich E-Learning ein?

Klar ist: Der Präsenzunterricht wird sich verändern. Viele Dozierende werden vermutlich zukünftig vermehrt darüber nachdenken, welche Inhalte sie im Rahmen einer Kontaktlektion und welche auch in digitalen Lehr- und Lernsettings aufnehmen. Die Kontaktlektion wird in der Verarbeitung und Anwendbarkeit von Wissen eine besondere Bedeutung erhalten.

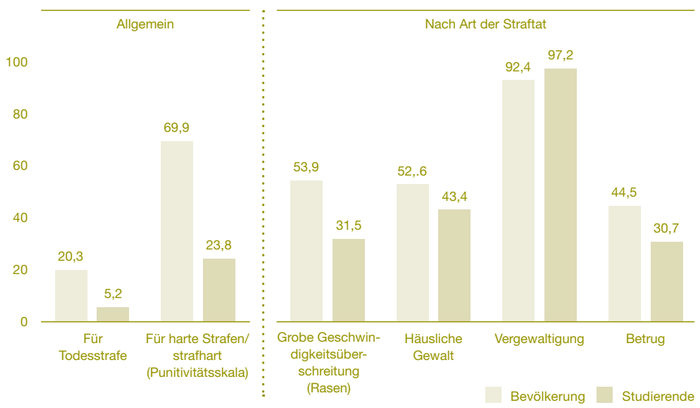
RECHTSEMPFINDEN

Milder als die Mehrheit

Sollen Straftäter hart sanktioniert werden? Ja, findet der Grossteil der Schweizer Bevölkerung – Nein, finden Sozialarbeitende. Das zeigen mehrere Befragungen von Studierenden am Institut für Delinquenz und Kriminalprävention.

von Dirk Baier

EINSTELLUNGEN ZUM STRAFEN (PUNITIVITÄT) IN %



EINFLUSSFAKTOREN AUF PUNITIVITÄT

		Merkmale Studienteilnehmende		Zusammenhang mit strafharter Einstellung (Punitivität)	
		Bevölkerung*	Studierende**	Bevölkerung*	Studierende**
Alter Ø		49,3 Jahre	26,4 Jahre	keiner	keiner
Geschlecht:	Männer	49,6 %	26,8 %	keiner	keiner
	Frauen	50,4 %	73,2 %	keiner	keiner
Gewaltopfer (in den vergangenen 12 Monaten)		2,4 %	6,5 %	keiner	keiner
Konsum von Boulevardmedien (mehrmals pro Woche)		62,5 %	40,5 %	mittel ↗	mittel ↗
Politisch eher rechts orientiert		56,6 %	10,0 %	stärker ↗	stärker ↗
Vertrauen in Staat (Politik, Justiz, Polizei)		80,9 %	84,2 %	gering ↘	keiner
Religion im Alltag wichtig		28,6 %	19,4 %	keiner	gering ↗

* Repräsentative Erwachsenenbefragung in der Schweiz, 2018
** Erstsemestrige Bachelorstudiengang ZHAW Soziale Arbeit, Durchschnitt aus fünf Befragungen seit 2018

Geschieht ein schweres Verbrechen, werden in der Politik und in den Medien regelmässig härtere Sanktionen gefordert. Dabei wird ausgeblendet, dass solche Strafen nachweislich das Rückfallrisiko des Täters nicht senken. Ebensowenig dienen sie als Abschreckung für potenzielle Täter. Etwas bewirken diese Forderungen hingegen durchaus: Sie prägen die Meinung der Bevölkerung zum Thema Strafen wesentlich mit.

Die Forschung spricht hierbei von punitiven Einstellungen, auch Straflust genannt. Wer punitiv eingestellt ist, befürwortet harte und scharfe Sanktionen. Mehrere Befragungsstudien in der Schweiz belegen, dass dies auf einen Grossteil der Bevölkerung zutrifft. Das mag erstaunen, denn die meisten Menschen kommen selten in Kontakt mit Straftätern – Sozialarbeitende hingegen schon.

Dennoch gibt es kaum wissenschaftliche Befunde darüber, wie Letztere sich zum Strafen positionieren. Das ist insofern eine Forschungslücke, weil Sozialarbeitende in den verschiedenen Bereichen ihrer täglichen Arbeit auch sanktionierend tätig sind, vom Strafvollzug über die Schule bis zur offenen Jugendarbeit.

Für oder gegen Todesstrafe

Um mehr über ihre Einstellungen zu erfahren, werden seit dem Frühlingssemester 2018 Studierende der Sozialen Arbeit an der ZHAW im ersten Semester des Bachelorstudiengangs mit einem standardisierten Katalog befragt. Bisher erfolgten fünf Befragungen, zuletzt im Frühlingssemester 2020.

Von den insgesamt 538 Teilnehmenden ist die Mehrheit weiblich (73,2 %). Das Durchschnittsalter liegt bei 26,4 Jahren. Da es in der Forschung kein etabliertes Instrument zur Messung von Punitivität gibt, die Art und Weise der Befragung aber sehr wohl einen Einfluss auf die Antworten haben kann, wurden drei verschiedene Frageformen eingesetzt.

Erstens wurde danach gefragt, ob man für oder gegen die Todesstrafe ist. Nur gerade 5,2 % der Erstsemesterstudierenden bejahen dies. Diese Rate liegt dabei deutlich niedriger als in der Allgemeinbevölkerung, bei welcher sich 20,3 % für die Todesstrafe aussprechen. Dies zeigt der Vergleich mit einer schweizweit repräsentativen Erwachsenenbefragung aus dem Jahr 2018.

Punitiver eingestellt bei Vergewaltigung

Zweitens wurde die Zustimmung mittels einer Punitivitätsskala zu vier Aussagen erfasst, zum Beispiel «Auf viele Straftaten sollte mit härteren Strafen reagiert werden» oder «Harte Strafen sind notwendig, damit andere davon abgehalten werden, Straftaten zu begehen». Aus den Antworten wurde der Durchschnittswert gebildet. Dieser ergab, dass man 23,8 % der Studierenden als strafhart eingestellt einstufen kann. Auch dieses Ergebnis liegt deutlich niedriger als der entsprechende Bevölkerungswert von 69,9 %.

Drittens wurden sogenannte Vignetten eingesetzt, das heisst, dass den Teilnehmenden verschiedene Kurzgeschichten präsentiert wurden, in denen es um Autofahren mit stark überhöhter Geschwindigkeit (Rasen), um häusliche Gewalt, um Vergewaltigung sowie um Betrug ging. Nach dem Lesen dieser Fälle wurden die Studierenden gebeten mitzuteilen, wie sie die Tatperson bestrafen würden.

Betrachtet man den Anteil an Studierenden, die mit einer der beiden hierzulande härtesten Formen der Sanktionierung – der Gefängnisstrafe und der lebenslangen Gefängnisstrafe – bestrafen würden, dann fällt auf, dass dieser zwar ebenfalls niedriger als in der Bevölkerung liegt. Jedoch fällt der Unterschied zur Allgemeinbevölkerung insgesamt geringer aus (siehe Grafik). Bei der Vergewaltigung sprechen sich die Studierenden sogar noch häufiger für eine Gefängnisstrafe aus als die Allgemeinbevölkerung.

Einfluss der Boulevardmedien

Die Befragung erlaubt ausserdem, verschiedene Einflussfaktoren punitiver Einstellungen auf einen möglichen Zusammenhang mit der Punitivitätsskala zu untersuchen (siehe Tabelle). Dabei hat sich gezeigt, dass Alter und Geschlechtszugehörigkeit keinen Einfluss haben. Das heisst, entgegen dem vielleicht bestehenden Vorurteil sind ältere oder männliche Befragte nicht strafhärter eingestellt als jüngere und weibliche Befragte. Das ist weder in der Allgemeinbevölkerung noch unter Studierenden so.

Auch ob man in den zurückliegenden zwölf Monaten Opfer einer Gewalttat wie etwa Körperverletzung oder Raub geworden ist, spielt für die Einstellungen keine Rolle – wobei unter Studierenden immerhin 6,5 % hiervon berichten. Opfer von Straftaten neigen also nicht zu strengeren Sanktionen. Das deckt sich mit Befunden der wissenschaftlichen Forschung in der Vergangenheit.

> Religiöse Studierende sind eher strafhart eingestellt, ebenso politisch konservative.

Zwei Faktoren sind sowohl in der Allgemeinbevölkerung als auch unter Studierenden bedeutsam. Zum einen der Konsum von Boulevardmedien: Je höher er ist, desto eher geht er mit strafhärteren Einstellungen einher. Dies liegt daran, dass bei dieser Form von Journalismus Berichte über Kriminalität mehr im Fokus stehen und reisserischer dargestellt werden. Studierende geben insgesamt seltener an, Boulevardmedien zu konsumieren als die Allgemeinbevölkerung. Zum anderen lässt sich feststellen, dass mit einer politisch eher rechteren, das heisst konservativen Einstellung die Zustimmung zu strafharten Aussagen steigt. Jeder zehnte Studierende ist dabei als eher rechts orientiert einzustufen.

Ein weiterer Faktor, der abgefragt wurde, ist die Religiosität, das heisst, wie wichtig Religion im Alltag ist. Hier ergab sich, dass religiöse Studierende eher strafhart eingestellt sind, gesamtgesellschaftlich zeigt sich dieser Zusammenhang jedoch nicht. Was die Punitivität wiederum leicht senkt, ist ein höheres Vertrauen in zentrale Institutionen.

Geprüft wurde in der Befragung zudem, ob weitere Merkmale der Täterinnen und Täter für das geforderte Strafmass entscheidend sind. Zu diesem Zweck wurden das Geschlecht und die Herkunft der Täter in den Vignetten zufällig variiert, das heisst, in denselben Kurzgeschichten wurde manchmal ein Mann, manchmal eine Frau delinquent, manchmal ein Schweizer, manchmal ein in der Schweiz lebender Ausländer. Diese zufällige Variation der Tätermerkmale erfolgte allerdings erst in den beiden letzten Befragungen, daher liegen erst wenige Daten vor, und die Auswertungen sind noch zurückhaltend zu interpretieren.

Stereotype und Vorurteile

Dennoch findet sich zumindest für zwei Vignetten bereits ein interessantes Muster: In der Raser-Vignette werden Ausländer häufiger von den Studierenden mit Gefängnisstrafen bestraft. Und in der Häusliche-Gewalt-Vignette werden weibliche Täter deutlich seltener mit Gefängnis bestraft. Dies zeigt einerseits, dass sich Sozialarbeitsstudierende in ihrem Urteil von sichtbaren Merkmalen leiten lassen: Stereotypisierungen und Vorurteile spielen also durchaus eine Rolle für ihre Entscheidungen. Andererseits zeigen sich diese Unterschiede nicht über alle Vignetten hinweg. Das wiederum ist ein Hinweis darauf, dass die Urteile der Studierenden nicht systematisch in irgendeine Richtung verzerrt sind.

In der letzten Befragung (110 Teilnehmende) wurde das Thema Vorurteile explizit behandelt. Dabei ging es unter anderem um die Zustimmung zu homophoben und ausländerfeindlichen Aussagen. Die Ergebnisse belegen, dass explizite Vorurteile kaum unter den Studierenden zu finden sind.

Anfällig für Verschwörungstheorien

Gleichwohl ergibt sich für eine Einstellungsdimension eine Auffälligkeit: Die Studierenden wurden nach ihrer Zustimmung zu einer Verschwörungsmentalität gefragt. Dies, indem sie Aussagen wie «Die meisten Menschen erkennen nicht, in welchem Ausmass unser Leben durch Verschwörungen bestimmt wird, die im Geheimen ausgeheckt werden» beurteilten sollten. Fast die Hälfte der Befragten (44,4 %) äusserte sich zustimmend, in der Allgemeinbevölkerung waren dies nur 35,9 %. Wie die bisherige Forschung zeigt, kann die Verschwörungsmentalität mit anderen negativen Einstellungen wie beispielsweise einer Zustimmung zu Extremismus einhergehen. Das Ergebnis ist deshalb von nicht unerheblicher Bedeutung.

Interessant wäre im Anschluss an die bisherigen Befragungen zu Studierenden im ersten Semester zu sehen, ob und wie sich ihre Positionen im Laufe des Studiums verändern. In Deutschland wurden solche Untersuchungen in der Vergangenheit etwa unter Jura-Studierenden durchgeführt. Diese zeigten, dass die Strafhärte eher zu- als abnimmt. Für die Schweiz und die Sozialarbeitenden fehlen entsprechende Daten noch.

Zur Befragung

Die vorgestellten Befunde beziehen sich auf Bachelor-Erstsemesterstudierende der Sozialen Arbeit an einem Studienstandort. Sie lassen sich daher nicht auf alle Sozialarbeitsstudierende oder sogar Sozialarbeitende verallgemeinern. Gleichwohl dürften die Befunde hilfreich sein, um das Thema Strafen in der Sozialen Arbeit sowie eigene Haltungen zu diesem Thema und diese beeinflussenden Faktoren kritisch zu reflektieren. Möglich wurde dies nur dadurch, dass die Studierenden der fünf untersuchten Kohorten bereit waren, die gestellten Fragen zu beantworten. Hierfür ist ihnen ausdrücklich zu danken.

GESCHICHTE

Normau

von Guy Krneta

Vor paar Tag bin i mit em eutischte Suhn bir Chinderärztin gsi. Rutinenungersuechig, wi mr sen au paar Jahr müesse mache. Dr Suhn het d Hosen abzogen u di längen Ungerhose. U d Ärztin het ne gfragt, wi's ihm ir Schueu göng. Öb'r gärn göng. – Es göng, het my Suhn gseit, im Momänt göng'r grad nid so gärn. – Werum'r im Momänt grad nid so gärn göng, het d Ärztin wöue wüsse. – Si heige drum sone Schteuvrträttere, het my Suhn gseit, won'r nid guet fing. – Aber di eigentlechi Lehrere fing'r guet, het d Ärztin gfragt. – Ja, di syg guet, het dr Suhn gseit. – Henu, het d Ärztin gseit. Wen'r die guet fing. Das syg d Houptsach. Win'r de syg ir Schueu. – Es göng so, het my Suhn gseit. – U i ha gseit: Nenei, är isch scho guet. Vilech lat'r sech mängisch chly z fescht la ablänke. Aber es het angeri, di hei viu meh Problem aus är. – De wöu si itz mau luege, win'r gsääch, het d Ärztin gseit. U my Suhn vor ne Tafele gsetzt u gfragt, weli Symbou är gsääch. Di Symbou sy geng chlyner worde, so dass me se chuum meh het chönne gseh. My Suhn het sen aui zämen erkannt. Sehr guet, het d Ärztin gseit. D Ouge sy ir Ornig. De wöu si ne no mässen u wääge. U wo my Suhn di längen Ungerhosen u d Hose wider aagleit het, het d Ärztin gseit, syg aus ir Ornig, aus normau. Grössi genau Durchschnitt. Gwicht o, genau uf dr Kurve. U won i use bi mit mym Suhn, han i tänkt: Itz bin i erliechteret, dass aus normau isch, my Suhn genau Durchschnitt isch. U drby ha mr doch geng ganz schpezieui Ching gwünscht.

Guy Krneta studierte Theaterwissenschaft in Wien und Medizin in Bern. Nach Stationen als Regieassistent, Leiter und Dramaturg an verschiedenen Theatern im In- und Ausland ist er seit 2002 als freier Autor tätig.

Illustration: Sarah Weishaupt

Warum Soziale Arbeit in Krisen besonders wichtig ist

Als dieses Frühjahr begann, standen alle Zeichen auf Aufbruch. Die Studierenden stürzten sich motiviert ins neue Semester oder in die Praxisausbildung. Feldstudien waren aufgegleist. Am grossen Alumni-Forum wollten wir mit Ihnen über die digitale Zukunft unserer Profession diskutieren. Doch es kam anders. Wegen der Corona-Pandemie mussten wir Veranstaltungen und Projekte verschieben. Unsere Dozierenden zügelten ihre Lehrsäle ins Internet und begannen, vom Home-Office aus zu unterrichten. Die Studierenden diskutierten ihre Aufträge online.

Vor allem aber beobachteten wir mit wachsender Sorge, welche sozialen Brennpunkte durch die Krise entstanden: mehr Anträge für Sozialhilfe, Ausgrenzung von Sans-Papiers, gefährdete Kinder, Einsamkeit unter älteren oder beeinträchtigten Menschen. Wir fragten uns: Was können wir als Fachhochschule tun, um diesen Problemen entgegenzuwirken?

Einer unserer Aufträge ist es, Sozialarbeitende für solche Krisen vorzubereiten. Sie im Studium mit dem nötigen Wissen auszustatten und erste Erfahrungen sammeln zu lassen. Sie später, in der Praxis, mit dem aktuellsten Forschungsstand zu versorgen. Ebenso gehört zu unseren Aufgaben, mit Ergebnissen aus der wissenschaftlichen Tätigkeit die Öffentlichkeit auf Missstände aufmerksam zu machen und uns damit anwaltschaftlich für die Bedürftigen einzusetzen. Und nicht zuletzt wollen wir zur Entwicklung von Strategien beitragen, die aufzeigen, wie unsere Gesellschaft mit einer so grossen Herausforderung umgehen kann.

Als nun per Ende Mai offiziell ernannter Direktor des Departements Soziale Arbeit der ZHAW werde ich mich mit ganzen Kräften dafür einsetzen, dass wir diese Vorsätze einlösen. Wir haben unsere Lehren aus der Corona-Krise gezogen und werden sie nutzen, um gemeinsam mit Ihnen innovative Prozesse zu entwickeln. Ich freue mich auf eine gute Zusammenarbeit!

Herzlich

Frank Wittmann
Direktor ZHAW Soziale Arbeit

IMPRESSUM

Redaktion: ZHAW Soziale Arbeit, Nicole Koch;
Regula Freuler, regula.freuler@zhaw.ch
Pfingstweidstrasse 96, Postfach, 8037 Zürich
Auflage: 26'000 Ex. / Erscheint zweimal jährlich
Gestaltung: Notice Design GmbH, Zürich
Adressänderung: www.zhaw.ch/sozialearbeit/adressaenderung
Magazin «sozial» bestellen / abbestellen:
adressverwaltung.sozialearbeit@zhaw.ch

zh aw Soziale Arbeit